

VII.

Entwicklungsgeschichte einer Katatonie.

Von

Dr. S. Galant (Bern-Belp).

I. Einleitung.

Die Entwicklungsgeschichte einer Krankheit verfolgen, richtiger rekonstruieren zu können, heisst die Krankheit verstehen zu lernen. Es gibt kaum eine bessere Methode in die Geheimnisse einer Krankheit, besonders wenn es sich um so verwickelte Krankheiten, wie die psychischen handelt, einzudringen, als ihre Entwicklungsweise, ihre allmählichen Uebergänge von einem Zustande zum anderen, ihre Schwankungen, ihre Launen, mit einem Worte alle ihre Wandlungen im chronologischen und womöglich kausalen Zusammenhange durchzunehmen. Leider erweist sich ein solches Unternehmen in den häufigsten Fällen als fruchtlos. Denn wo, besonders auf psychischem Gebiet, ist die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit, und wie bei einem Geisteskranken, wenn er schon zum Teil verblödet ist, seine verschiedenen geistigen Zustände auszuforschen? Man stösst auf unüberwindliche Schwierigkeiten und man lässt die begonnene Arbeit hoffnungslos aus den Händen fallen.

Und doch bleibt nichts anderes übrig, als diese „hoffnungslose“ Methode zu treiben. Wie will man denn anders vorwärts kommen. Und im Grunde genommen ist die Methode nur hoffnungslos in Gänsefüssen. Sie ist äusserst schwierig, misslingt sehr oft, wo sie aber schliesslich doch mal zu einem Erfolg führt, so ist dieser Erfolg entscheidend und erlaubt Schlüsse auch auf jene Fälle zu ziehen, wo die Methode misslang, Schlüsse, die desto berechtigter sind, als zwischen Fällen ein und derselben Krankheit eine nahe Verwandtschaft existiert.

Die entwicklungsgeschichtliche Methode, der Evolutionismus, ist in der Psychiatrie bis jetzt nicht angewandt worden. Die meisten psychiatrischen Forschungen beschäftigen sich mit bestimmten psychischen Zuständen, ohne auf ihren näheren Zusammenhang mit anderen psychischen Zuständen einzugehen und ohne den Ursprung eines Krankheitsbildes herausfinden zu wollen. Eine psychische Aetiologie im

eigentlichen Sinne des Wortes existiert fast gar nicht¹⁾. Man könnte Freud's Psychoanalyse als den ersten glücklichen Versuch, eine psychische Krankheit in ihrem Keime aufzufinden, ansehen. Leider ist das Bestreben Freud's jede Neurose auf einen sexuellen Komplex zurückzuführen und die Dementia praecox als eine narzistische Neurose (!!) anzuschauen, so Erstaunen erweckend, dass man sich oft fragen muss, ob Freud auch wirklich etwas anderes als einen sexuellen Komplex in einem psychischen Phänomen zu erfassen, imstande sei.

Es ist also mit Freud's Psychoanalyse auf dem weiten Gebiet der Psychiatrie nicht viel anzufangen. Umsonst will Freud²⁾ seine Psychoanalyse, als die „Histologie“ und „mikroskopische Anatomie“ der Psychiatrie hinstellen: das wird sie nie werden. Das Schicksal jedes Dogmas ist als solches eingeschätzt und auf die Seite geschoben zu werden. Die Psychiatrie in eine Art Sexualpathologie umwandeln zu wollen, ist doch ein eitles und nutzloses Unternehmen. Es gibt Neurosen, wie Freud sie beschreibt³⁾, es gibt aber in der Psychose noch viel, viel anderes, das Freud einzusehen nicht mehr imstande ist. Freud hat seine Rolle, die Aufmerksamkeit der Forscher auf das sexuelle Leben des Individuums zu richten, erfüllt, wir möchten sagen, überfüllt. Seine Ueberleistungen aber werden kaum zu seinem Ruhme beitragen können.

Wir können also sagen, dass unser Versuch einen typischen Fall von Katatonie in seiner Entwicklung zu verfolgen und evolutionistisch zu erklären, keinen anderen neben sich hat, nmsomehr als Freud sein Schlagwort: „Dementia praecox — narzistische Neurose“ auch nicht mit einem einzigen Beispiele zu beweisen imstande ist. Wie sollte er es auch! Lassen wir uns also nicht mit Worten bezahlen und verlieren wir keine Zeit, um ganz unreife, nicht überdachte Ideen zu kritisieren. Schreiten wir zu unserer Arbeit.

II. Dokumente.

Der Patient, von dessen Krankheit wir hier die Entwicklungsgeschichte niederschreiben wollen, ist Docteur ès-Sciences naturelles der Universität Genf, war also seinerseits mehr oder weniger begabt, wie wir es auch aus seiner Autobiographie gleich erfahren werden. Zur Zeit aber ist

1) Unterdessen ist mein Buch: „Alcoholhallucinosi“ (Berlin 1920, Verlag August Hirschwald) erschienen, aus dem man ersehen kann, welche Dienste die entwicklungsgeschichtliche Methode auch in bezug auf die Aetiologie geistiger Krankheiten in der Psychiatrie leisten kann.

2) Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 3. Teil. 1917. Wien und Leipzig.

3) Dies mit bedeutenden Einschränkungen gesagt.

Patient vollständig verblödet, und es ist nichts mit ihm anzufangen. In den 8 Monaten, die wir Patient beobachten konnten, befand er sich in einem fast ununterbrochenen katatonischen Stupor. Vorher wechselte der Stupor sehr oft mit Perioden einer gewissen Normaltätigkeit der Psyche des Patienten ab. In diesen Intervallen entzündeten sich Funken der erlöschenden Intelligenz des Patienten wieder und er konnte in Unterhandlungen allerlei Art hineingezogen werden, wobei er Zeichen eines allseitig entwickelten Geistes aufwies. In der Periode, wo der katatonische Stupor ein nicht sehr häufiger Gast beim Patienten war, und er noch viel über sich und sein vergangenes Leben reflektieren konnte, verfasste er folgende Autobiographie, die unsere Hauptquelle in der Erforschung der Krankheit des Patienten war und die in allen Hinsichten ein sehr interessantes und bemerkenswertes Schriftstück aus der Literatur des Irrenhauses ist.

1. Autobiographie.

Geboren in Solothurn, am 13. Januar 1863, Sohn des Xaver T., Hafnermeisters von Solothurn und dessen Ehefrau Josephine S. von Luterbach, sollte ich nach dem Wunsche meiner Eltern, besonders nach demjenigen meiner Mutter, später einer gelehrten Berufsart mich widmen. In meinen ersten Lebensjahren wurde ich, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, von keiner Krankheit heimgesucht, obschon ich keineswegs für ein Kind von kräftiger Konstitution galt. Welches die Ansicht meiner Eltern hierüber war, habe ich nie erfahren können; die Meinung, als sei ich schwächlich, ist mir nur aus diesbezüglichen Aeusserungen meiner beiden Stiefbrüder bekannt geworden. Ich glaube indessen, die Meinung meiner Eltern hierüber sei ganz entgegengesetzter Natur gewesen, sonst hätten sie mich wohl nicht, als ich erst fünf Jahre alt war, auf eine Reise nach Zug (wo damals das eidgenössische Schützenfest stattfand), an den Vierwaldstättersee und über den Brünig ins Berner Oberland mitgenommen.

Während ich die Kleinkinderschule besuchte, lag ich einmal 14 Tage an den Masern krank. Das war die einzige Krankheit, welche ich in meiner ersten Jugend durchzumachen hatte.

Im Jahre 1870, im Monat Februar, wurde mir leider meine Mutter durch den Tod entrissen. Ich war damals Schüler der ersten Primarschulklasse. In jenen Jahren erhielten die besten Schüler der städtischen Unterrichtsanstalten noch Prämien in Gestalt von schön eingebundenen Büchern. Unter den 80 Schülern der ersten Primarschulklasse erhielt ich im August 1870 den 17. Preis.

Im zweiten Schuljahre erhielt ich keinen Preis, dagegen wieder einen im dritten Schuljahre. Es war der 11. Preis, wenn ich mich nicht irre; im Gedächtnis ist mir nur mit Sicherheit geblieben, dass es ein höherer war als derjenige des ersten Schuljahres, wie denn auch die Eindrücke der ersten Kindheit lebhafter sind, als diejenigen der späteren Zeit.

In der Folgezeit wurden die Prämien abgeschafft. In der 4., 5. und 6. Primarschulklassen erhielt ich die bunten Schulzeugnisse, welche von nun an die Prämien ersetzen mussten, immer mit der Gesamtnote „Sehr gut“.

Dies bestärkte mich in dem Vorsatze, einer gelehrten Berufsart mich zu widmen, um so mehr, als ich unterdessen die Beobachtung gemacht hatte, dass ich mich für gewisse Beschäftigungen, welche eine besondere Art manueller Geschicklichkeit verlangen, nicht sehr eignete.

Als ich Schüler der 5. Primarschulklassen war, im Jahre 1874, verlor ich meinen Vater durch den Tod. Es war dies der herbste Schlag, welchen ich schon im Knabenalter erlitt. Nach dem Tode meiner Mutter hatte ich gehofft, dass mir mein Vater doch wenigstens bis zur erlangten Volljährigkeit als Beschützer verbleiben werde. Leider hatten die ewigen Mächte es anders beschlossen.

Nachdem ich alle 6 Klassen der Primarschule besucht hatte, trat ich im Herbst 1875 in das untere Gymnasium der Solothurnischen Kantonsschule. Zu meiner grössten Ueberraschung wurde ich im Laufe des ersten Schuljahres Primus der Klasse und konnte diesen meinen Platz behaupten bis in die fünfte Gymnasialklasse.

Je mehr die Anforderungen an meine Tätigkeit von Seiten des Gymnasiums stiegen, desto mehr warnten mich meine Verwandten und Freunde vor allzu vielem Studium. Bisher hatte ich mich stets recht wohl befunden. Die angestrengte Geistesarbeit, die von einem Gymnasiasten gefordert wird, verschaffte mir einen recht gesunden Schlaf. Was mir an Arbeit zuviel dünkte, legte ich einfach auf die Seite. Das Unbequemste und Unerträglichste bei meiner Arbeit waren die steten Warnungen meiner Verwandten und Freunde vor dem „Allzuvielen Studium“.

Es scheint bei vielen Schülern und vielen Leuten aus dem halbgebildeten Publikum ein unumstösslicher Glaubenssatz zu sein, dass in den Besitz vorzüglicher Schulzeugnisse nur derjenige gelangen könne, welcher mehr als seiner Gesundheit zuträglich sei, geistig sich beschäftige. Von jedem Schüler der Kantonsschule, der in seiner Klasse zu den Ersten gehörte, hiess es, er studiere zu viel. Deshalb legte ich keinen Wert auf solche Warnungen, welche mir von unberufener und schlecht unterrichteter, bisweilen sogar von böswilliger Seite zu kommen schienen, und fand mich durch etwaige an mich gerichtete Warnungen dieser Art in hohem Grade geärgert.

Auch jetzt bin ich noch der Meinung, dass man fleissige junge Leute nicht vor dem allzu vielen Studieren warnen sollte. Gewöhnlich überarbeitet man sich am Gymnasium so wie so nicht. Wenn man aber einem jugendlichen Geiste, der weiss, welches die Folgen geistiger Ueberarbeitung sind, stets warnt und so vor seinen Augen einen Hintergrund voll Schlaflosigkeit, Geisteskrankheit usw. aufrollt, so schadet man dadurch seiner geistigen Gesundheit bedeutend. Solche Warnungen, welche gerade die unberufensten Leute am meisten im Munde führen, können Ideen wachrufen, an welche der Warner gar nicht denkt. Es heisst nicht vergebens im Volksmunde, man solle den Teufel nicht an die Wand malen.

Besonders schädlich sind solche Warnungen gegenüber einem Schüler, der Abends noch sein Pensum für die Schule erledigen will.

Man sollte Jemanden, der sobald als möglich zur Ruhe zu gehen gedenkt, nicht noch ärgern. Wenn man durch Warnungen einen Schüler, der darauf hält, seinen Verpflichtungen gegen die Schule nachzukommen, früher ins Bett treiben will als er beabsichtigt, so geschieht ihm mehr Abbruch an der Gesundheit, als wenn man ihn ruhig liesse. Vor Aerger kann dann der Betreffende nicht einschlafen und verliert mehr von der nötigen Nachtruhe als ohne Warnungen und eine Stunde mehr Arbeit.

Gewöhnlich fühlte ich Abends nach 9 $\frac{1}{2}$ Uhr das unwiderstehliche Bedürfnis, mich zur Ruhe zu begeben und dehnte daher meine Arbeiten sehr selten länger aus.

Bisweilen war dies nötig, um gelöste Rechnungen ins Reine zu schreiben oder der Privatlektüre lateinischer oder griechischer Schriftsteller obzuliegen, oder auch um einen zu spät angefangenen deutschen Aufsatz zu vollenden, zu welchem das Material in meinen Notizen schon bereit lag. Ohne Misshelligkeiten zu Hause konnte ich über 9 $\frac{1}{2}$ Uhr hinaus nicht arbeiten. Man konnte einen solchen Anlass nie vorbeigehen lassen, ohne mich auf die schöne Gelegenheit, welche die frühen Morgenstunden zur Arbeit darböten, aufmerksam zu machen. Ich hatte aber immer eine enorme Abneigung vor den Stunden, welche Gold im Munde führen sollen. Wie man morgens nüchtern, bevor man recht ausgeschlafen hat, mit Lust und Liebe studieren kann, wenn das Gehirn, wie die Physiologen jetzt herausgefunden haben, noch blutleer von der Nachtruhe ist, ist mir immer unerfindlich geblieben. Ohne es zu wissen, habe ich stets die Warnung Dr. Reklam's, man solle sich nach dem Aufstehen vor zu vielem Lesen und Schreiben in Acht nehmen, befolgt¹⁾.

Von der dritten Gymnasialklasse an war ich der Stolze'schen Stenographie mächtig und konnte philologische Präparationen, Aufsätze usw. mit enormem Zeitgewinne erledigen.

Das Einzige, was uns zu jener Zeit, meinen Klassengenossen und mir, viel Arbeit kostete, war das Studium der griechischen Sprache. Nur dies und etwa die lateinische Privatlektüre veranlassten uns zu Klagen über zu hohe Anforderungen von Seiten der Schule. Solchen Klagen wurde von den Lehrern aber immer Beachtung geschenkt und die Aufgaben wurden erleichtert. Ich konnte deshalb im allgemeinen nicht begreifen, warum meine Verwandten und Freunde mit ihren Warnungen vor dem allzuvielen Studieren ziemlich freigebig waren, wenn wir selbst nicht zu viel über Ueberbürdung zu klagen hatten.

Es lag also im allgemeinen weniger an einem Uebermass geistiger Arbeit als an den sehr häufig wiederholten Ratschlägen, ich solle nicht zu viel studieren, an Warnungen usw. und dem daraus sich ergebenden Aerger, wenn ich misshütig wurde und an Schlaflosigkeit zu leiden anfang. Eine üble Wirkung dieser Warnungen war auch, dass ich mehr Furcht vor den

1) Erst vor kurzem habe ich diese Warnung in einem Bande des Illustrierten Familienjournals von Payne gelesen.

Folgen der Schlaflosigkeit (welche in meinem Falle ein leicht zu beseitigendes Uebel war) empfand als den Umständen nach berechtigt war. Leider liess ich mir infolge dieser Befürchtungen einfallen, meiner Schlaflosigkeit wegen den Schulbesuch auszusetzen. Es geschah dies im Monat Mai 1880. Der Aerger, dass ich trotz meines Masshaltens in geistiger Arbeit an Schlaflosigkeit litt, der Aerger über die Ratschläge, Warnungen usw., welche jetzt in vermehrter Anzahl auf den Plan rückten, hatten mich so missmutig gemacht, dass ich die Lust, unter solchen Umständen noch weiter die Schule zu besuchen, völlig verloren hatte. Am liebsten hätte ich Solothurn verlassen und in der Fremde meine Gymnasialstudien fortgesetzt.

Wenn einem Nachts schon um 10 Uhr, bevor man sein Pensum für die Schule erledigt hat, die Studierlampe von einem menschenfreundlichen Hausgeiste gelöscht wird, der dann am anderen Tage den Leuten im Hause weiss machen will, er hätte schon wieder einmal dem Studenten um 1 Uhr morgens die Lampe löschen und ins Bett gehen machen müssen, wenn man andererseits nach getaner Arbeit, am Ende einer Woche, in welcher man für die Schule fleissig gearbeitet hat, Abends um 9 Uhr, aus dem Kreise seiner Studiengenossen nach Hause geholt wird, so durfte wohl der geduldigste Geist in eine Stimmung geraten, in welcher er am liebsten aus der Haut fahren und Alles zum Teufel wünschen möchte.

Das Fernebleiben von der Schule sollte mir die steten Warnungen vor dem „zuviel Studieren“ vom Halse halten. Ich dachte, wenn ich überhaupt nicht in die Schule ginge und zu Hause nichts täte, so würde das dumme Geschwätz einmal aufhören.

Als ich ein paar Tage die Schule ausgesetzt hatte, schickte Herr Rektor Lang einen Mitschüler zu mir, der mich in seinem Namen auffordern musste, die Lehrstunden wieder zu besuchen. Diesem Mitschüler gab ich zur Antwort, ich hätte keine Lust, die Schule zu besuchen und zu Hause zu studieren, bevor man mich zu Hause und anderswo mit Warnungen vor dem zu vielen Studieren und anderm dummen Geschwätz in Ruhe gelassen hätte. Wenn etwas mich um den gesunden Schlaf gebracht hätte, so sei es dieses dumme Geschwätz, und nicht das Studieren, indem ich mich darin noch nie übernommen hätte.

Es wäre damals gescheidter gewesen, ich hätte damals der Einladung des besten Freundes der studierenden Jugend, des Herrn Rektor Lang, Folge geleistet, dazu war ich aber damals viel zu missmutig.

Ich sollte schon einige Tage darauf die verderblichen Folgen meiner Absenzen zu kosten bekommen. Natürlich konnten die Leute, welche mich früher nicht ruhig gelassen hatten, mich auch jetzt nicht in Ruhe lassen. Sie konnten ihre, für meine Gesundheit so liebevoll besorgte Tätigkeit nicht einstellen, sondern mussten offenbar unter sich zu Rate gegangen, den Grund, warum ich die Schule nicht besuchte, herausgefunden und der Waisenbehörde der Stadt Solothurn menschenfreundliche (?) Vorschläge, Anträge usw. vorgelegt haben.

Meinen Verwandten, meinem Stiefbruder Franz T.-B. und dessen Ehefrau, bei welchem ich wohnte und beköstigt wurde, wäre es nicht eingefallen, mich in eine Heil- und Pflegeanstalt bringen zu lassen. Um so mehr zeigte mein

damaliger Vormund, Herr B., und mein zweiter Stiefbruder, der August T. Hafnermeister, diese Tendenz.

Auf einem Spaziergange mit meinem Stiefbruder Franz wurde ich eines schönen Nachmittags von Herrn Buggle und meinem Stiefbruder August, heimtückischer Weise eingeladen, sie auf einer Geschäftsreise in die Wasseramtei zu begleiten. Obschon mich mein Stiefbruder Franz vor dem Einsteigen in die Kutsche, in der die Herren B. und August T. sassen, warnte, vertraute ich der Versicherung der beiden Herren, sie hätten Geschäfte für sich vor und nicht für die Waisenbehörde Solothurn. Franz hatte mir nämlich mitgeteilt, die Waisenbehörde hätte meine Verbringung in eine Anstalt beschlossen. Dies schien mir aber so unglaublich, dass ich der Versicherung des Herrn Buggle, es sei das nicht der Fall, mehr glaubte als meinem Stiefbruder Franz.

Ich sollte meine Vertrauensseligkeit bitter bereuen. Die Kutsche ging wirklich nach der Irrenanstalt St. Urban. Als ich endlich die Schlinge ahnte, wollte ich aus der Kutsche springen, allein die beiden Herren verhinderten mich daran. Nichtsdestoweniger wollten die Herren mir die Erklärung abnötigen, ich begeben mich freiwillig nach St. Urban. Dieser Versuch wurde natürlich vergeblich unternommen.

In St. Urban angelangt, bot ich einige Tage nachher vergeblich dem damaligen Direktor Herrn Dr. Fetscherin mein Ehrenwort an, ich würde nicht entweichen, wenn er mir gestattete, Spaziergänge in die Umgebung von St. Urban zu unternehmen. Ich sei nun einmal in meinem Vertrauen an die Wahrheitsliebe der Herren B. und August T. in trauriger Weise getäuscht worden und ich wolle mich, da das Unglück nun einmal geschehen sei, als in St. Urban zur Erholung befindlich betrachten, wenn mein Ehrenwort angenommen werde. Mein Anerbieten wurde nicht angenommen. Ich erklärte dem Herrn Fetscherin, dass ich daran denken werde, dass er mein Ehrenwort nicht habe annehmen wollen.

Nach einem Aufenthalt von 4 Monaten gelang es mir (glücklicherweise durch kein Ehrenwort gebunden) bei einem unter Aufsicht eines Wärters unternommenen Spaziergang zu entweichen.

In Solothurn, wohin ich mich begab, nahm sich mein Stiefbruder Franz meiner Interessen an. Ich blieb unbelästigt und verbrachte den Rest der Herbstferien in Neuenburg bei meiner Tante. Eine Woche vor dem 15. Oktober 1880, dem Beginn eines neuen Schuljahres an der Kantonsschule, kehrte ich nach Solothurn zurück. Als ich mich bei dem Rektor des Gymnasiums wieder anmeldete, verlangte derselbe ein ärztliches Zeugnis. Herr Dr. August Kottmann war so human, mir ein solches auszustellen.

Als Schüler der 5. Gymnasialklasse war ich nach St. Urban gekommen und hatte vom Unterricht an der Kantonsschule 3 Monate eingebüsst. Nichtsdestoweniger konnte ich ohne weitere Formalitäten in die 6. Klasse des Gymnasiums eintreten. Während der zwei folgenden Jahre, also vom Herbst 1880 bis Herbst 1882, war ich Schüler der letzten Klassen des solothurnischen Gymnasiums und bestand im August 1882, am Ende der siebenten Gymnasialklasse die Maturitätsprüfung mit der Note „Sehr gut“.

Die Tatsache, dass ich nach meiner Entweichung aus St. Urban zwei Jahre an der Kantonsschule weiter studieren und die Maturitätsprüfung unter den Ersten bestehen konnte, beweist meines Erachtens am besten, dass ich mit meiner Behauptung, der Aufenthalt in St. Urban sei gänzlich überflüssig, ja sogar schädlich gewesen, auf dem rechten Wege sein dürfte. Es erwuchs mir daraus nur ein grosser moralischer Schaden, indem von nun an ein jeder auf mich mit den Fingern zeigen und sagen konnte: „Der da ist schon einmal in einer Irrenanstalt gewesen“. Es war auch mit dieser ersten Einsperrung ein Präzedenzfall geschaffen, den ja böswillige Leute stets anführen und zu ihren Gunsten ausbeuten konnten. In der Tat hat man in der Folgezeit nicht verfehlt, solches zu tun. Und der Erste dabei, der mich nachher sogar einmal in dem „Solothurner Tageblatt“ auf hämische Weise angriff (davon noch weiter unten) war mein damaliger Vormund, Herr Hans B. damals Geschäftsführer bei Lack & Cie.

In den auf die Maturitätsprüfung folgenden Ferien war ich zum ersten Male praktisch als Stenograph tätig für die Generalversammlung der schweizerischen Bienenzüchter. Der damalige Präsident dieses Vereins, Herr Pfarrer Jecker in Subingen, beauftragte mich, die während der Generalversammlung gehaltenen Vorträge stenographisch aufzunehmen, damit dieselben in der schweizerischen Bienenzeitung im Drucke erscheinen konnten. Nachdem ich dieser Aufgabe zur Zufriedenheit meines Auftraggebers nachgekommen war, erhielt ich von Herr Pfarrer Jecker neben einem Honorar mein erstes Zeugnis für praktische Tätigkeit als Stenograph.

Als ich im Oktober 1882 die Universität Bern beziehen wollte, um dort dem Studium der Medizin obzuliegen, wollte mein Vormund nichts davon wissen, sondern verlangte, ich müsste mich dem Apothekerberufe widmen oder das Studium der Naturwissenschaften ergreifen. Ich konnte mich nicht dazu entschliessen, einen der beiden zuletzt genannten Berufswege einzuschlagen. Für den Apothekerberuf schienen mir meine Geldmittel unzulänglich, da ich damals kein Begehren darnach trug, lebenslänglich Apothekergehilfe zu bleiben. Das Studium der Naturwissenschaften schien mir aus dem Grunde nicht lohnend, weil es dabei immer von dem Wohlwollen oder Uebelwollen der Staatsbehörden abhängt, ob man eine Stelle als Lehrer dieser Disziplin erhält oder nicht. Bei dem ärztlichen Berufe dagegen ist man nur vom Publikum abhängig, wenn man einmal seine Studien vollendet hat. Dass mir die Staatsbehörden meiner Heimat nicht sehr gewogen waren, schien mir bereits dadurch festgestellt zu sein, dass sie mich bereits einmal in ein Irrenhaus bringen liessen.

Von Tag zu Tag erwartete ich von meinem Vormunde Geld zu erhalten, um nach Bern abreisen zu können. Ich wurde aber von einem Tag auf den andern vertröstet. Dies machte mich bedeutend unruhig und versetzte mich in einen sehr gereizten Zustand. Dass ich dabei nicht immer lebenswürdig war gegen meine Verwandten und mich lebhaft über meinen Vormund beklagte, will ich gerne zugeben. Natürlich beutete Herr B. dies gegen mich aus und gegen Oktober 1882 befand ich mich wieder in St. Urban.

Dort musste ich während des Winters 1882/83 bleiben, wurde aber im Mai 1883 von Herrn Fetscherin als geheilt entlassen und konnte hierauf an der Akademie Neuenburg das Studium der Naturwissenschaften beginnen.

Herr B. hatte seine Absicht erreicht und ich hatte mich volens nolens für die Naturwissenschaften entscheiden müssen, zu welchen mir Lust und Liebe allerdings nicht fehlten, wohl aber fehlte mir der Glaube an die Zweckmässigkeit dieser Wahl. Nicht jeder, der dem Lehrberufe sich widmet, kann zu einer Stelle gelangen und in diesem Fache ist gewöhnlich die Arbeitslosigkeit am grössten¹⁾. Die besten Berufsarten schienen und scheinen mir immer noch diejenigen zu sein, bei welchen man der Unterstützung durch die Staatsbehörden nicht bedarf, sondern direkt mit dem Publikum zu tun hat.

Während eines Sommersemesters hörte ich in der Akademie Neuenburg Chemie, Physik, vergleichende Anatomie und Physiologie. Noch vor Ende des Semesters erhielt ich von Solothurn aus eine militärische Aufforderung, mich im Zeughause Solothurn für die Rekrutenschule einkleiden zu lassen. Da ich aber zur Zeit der ersten Aushebung wegen zu geringen Brustumfangs zurückgestellt worden wäre, wenn ich nicht meine Absicht Medizin studieren zu wollen erklärt hätte und die besondere Bemerkung „Diensttauglich als Sanitäts-offizier Stud. med.“ in mein Dienstbüchlein eingetragen worden war, hielt ich nicht für geraten, in den Rekrutendienst einzutreten, ohne vorher den Militärbehörden von den veränderten Umständen Kenntnis gegeben zu haben. Ich schrieb also an meinen Vormund, er möge den zuständigen militärischen Behörden mitteilen, ich müsste jetzt Naturwissenschaften studieren und könne mich also nicht auf die im Dienstbüchlein vorausgesetzte Diensttauglichkeit als zukünftiger Sanitäts-offizier berufen. Ich weiss nicht, in welcher Form Herr Buggle seine Mitteilung gemacht hat, noch weniger, an wen sich Herr B. gewendet hat. Eine schriftliche Mitteilung irgend welcher Art von Seiten der Militärbehörden erhielt ich nicht, nur schrieb mir Herr Buggle ich müsste mich noch einmal zur Rekrutenaushebung vor der ärztlichen Prüfungskommission stellen.

Zu gehöriger Zeit begab ich mich an die zweite Aushebung und präsentierte mich zur ärztlichen Untersuchung. Vorher hatte mir Herr Buggle mitgeteilt, er halte es für besser, wenn ich vom Militärdienst befreit würde. Ich war der gegenteiligen Meinung, weil ich glaubte, der Militärdienst würde mir gut tun. Die mit der Aushebung betrauten Aerzte stellten einige Fragen über meinen Beruf an mich, prüften aber weder meinen Brustumfang, noch irgend einen anderen Körperteil, sondern liessen mir, obschon ich ihre Fragen geziemend beantwortet hatte, ins Dienstbüchlein eintragen: „Dienstuntauglich. Psychose“ Vergeblich appellierte ich an Herrn Oberst Meister, den Aushebungsoffizier und stellte ihm vor, dass die Aerzte kein Recht hätten, mich zu der gleichen Zeit, wo ich von der Akademie Neuenburg als Studierender komme, als mit Psychose behaftet zu erklären. Vergebens setzte ich diesem

1) Um eine Stelle für Naturwissenschaften an der Kantonsschule Frauenfelden bewarben sich im Jahre 1890 mehr als 80 Kandidaten, unter welchen sich auch der Schreiber dieser Zeilen befand.

Aushebungsoffizier die Einzelheiten meiner zwei Verbringungen nach St. Urban auseinander. Es hatte nämlich Herr Direktor Fetscherin dem Herrn Buggle ein ärztliches Zeugnis zur Verfügung gestellt und dieser hatte das Zeugnis dem Aushebungsoffizier zugehen lassen. So brachte es Herr B. leicht zu Stande, mich wider Willen vom Militärdienst zu befreien.

Nach dieser mir sehr merkwürdig vorkommenden Aushebung brachte ich den Rest der Ferien noch in Neuenburg zu, bezog aber im Monat Oktober 1893 die Universität Genf. In Genf besuchte ich die Vorlesungen der naturwissenschaftlichen Fakultät. Successive hörte ich Vorlesungen über Vergleichende Anatomie, Zoologie, Geologie (mit Exkursionen), Paläontologie, Botanische Morphologie, Bot. Physiologie, Bot. Klassifikation (mit Exkursionen), Mineralogie, Physik und Chemie. Anatomie und Physiologie des Menschen hörte ich während eines Wintersemesters an der Medizinschule. Zu gleicher Zeit arbeitete ich in dem Laboratorium für Vergleichende Anatomie und Mikroskopie unter der Leitung der Herren Professoren Karl Vogt und Emil Young.

Im Herbst 1884 bestand ich den ersten Teil der Prüfungen zur Erlangung des Grades eines Bachelier des Sciences physiques et naturelles. Im folgenden Jahre betraute mich Herr Professor Karl Vogt mit der Uebertragung eines Teiles seines Lehrbuches der praktischen vergleichenden Anatomie aus dem Französischen in's Deutsche. Während dieses Jahres begann ich auch spezielle Untersuchungen über vergleichende Anatomie der Vorderextremitäten der Reptilien und Vögel, Untersuchungen, welche ich zur Aufstellung von Thesen für eine Doktordissertation zu benutzen gedachte.

Im Herbst 1885 bestand ich den zweiten Teil der vorgeschriebenen Prüfungen und erhielt das Diplom eines Bachelier des Sciences physiques et naturelles. Gerne wäre ich damals noch länger in Genf geblieben, um mein Studium durch die Erlangung des Doktorgrades abzuschliessen. Allein mein Vormund schrieb mir, ich müsste jetzt darauf bedacht sein, irgend eine Stelle zu erhalten, es wäre besser, wenn ich für alle Eventualitäten mit dem Rest meines Vermögens sorgsam umgehe, um in den Tagen von Arbeitslosigkeit einen Zehrpennig zu haben. Ich sollte deshalb meine Studien mit Bachelier-Diplome vorläufig für beendet anschauen. Wirklich hatte diese Ansicht meines Vormundes ihre unverkennbare Berechtigung, nur dachte ich mit heimlichem Schrecken daran, dass die Verwirklichung dieser Ansicht mich wieder nach Solothurn zurückführen werde, wo man mir bereits zweimal übel mitgespielt hatte. Von Genf aus war es mir nicht möglich, eine Stelle zu erhalten, da ich in Genf keine Person kannte, welche in England, wo es am schnellsten möglich ist, zu einer Anstellung im Unterrichtsfache zu gelangen, wenn man diplomiert ist, als Institutslehrer tätig gewesen war und mich empfehlen konnte. So kehrte ich denn nach Solothurn zurück und wandte mich an Herrn Professor Mistely in Kriegstetten. Durch dessen Vermittlung erhielt ich nach einigen Wochen eine Stelle des Herrn Thaickwaite Esq. in Worthing bei Brighton Sussex.

Ueber Neuenburg — Paris (mit einigen Tagen Aufenthalt in Paris, um den Louvre und andere Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen) reiste

ich nach Dieppe, bestieg dort einen Postdampfer und landete in New-Haven. Von dort gelangte ich per Eisenbahn nach Worthing.

Man hatte mir von Worthing aus schon vorher nach Solothurn geschrieben, dass ich nur wenige Schüler zu unterrichten haben würde. Herr Thaickwaite stellte mich wirklich nur zwei Zöglingen vor, einem Neger von der Goldküste, Sohn eines Negerkönigs (wenigstens nach seiner eigenen Behauptung; sehr reich war er, das erfuhr ich als sicher) und einem Schotten. Dem Neger musste ich Unterricht in Latein und Griechisch geben. Obwohl dieser schwarze Wollkopf noch nicht einmal die lateinische und griechische Deklination kannte, wollte er mit mir schon Horaz und das neue Testament lesen. Wenn er eine Lektion nicht in seinen Kopf gebracht hatte und ich ihm die Lektion mittelst Gedächtnisübungen in der Unterrichtsstunde beizubringen versuchte, zog er es sehr bald vor, gar keine Antwort mehr zu geben; auch über Dinge, die er offenbar wusste. Noch grössere Schwierigkeiten erhoben sich in der Stunde, in welcher ich dem Neger und dem Schotten zusammen französischen Unterricht erteilen musste. Die beiden waren, auch nachdem ich die Hilfe des Institutsvorstehers angerufen hatte, absolut nicht dazu zu bringen, eine und dieselbe Grammatik zu gebrauchen. Jeder behauptete, die Grammatik die er schon besass, sei die beste, die in englischer Sprache existiere. Unglaublicherweise besass der Neger die bessere, aber es war unmöglich, den Schotten zu dieser Ansicht zu bekehren und ihm zu dem Ankauf einer neuen Grammatik zu vermögen. Zu Latein, Griechisch und Französisch verlangte dann der Neger, drei Wochen nach meiner Ankunft, noch Unterricht in der Chemie, weil er sich in den Besitz des kleinen Lehrbuchs von Roscoe gesetzt hatte. 2 bis 3 Stunden musste ich dazu verwenden, um ihm begreiflich zu machen, auf welche Weise ein Apparat, in welchem man eine Kerze verbrennt und die Verbrennungsprodukte auffängt, infolge des Verbrennungsprozesses schwerer wird. Was ein Gas sei, war ihm schwer begreiflich zu machen, indem er glaubte, in den Strassenlaternen von Worthing brenne Oel und nicht eine Luftart, und dass ein Gas auch eine gewisse Schwere besitzt, noch schwerer.

Die Mühe, welche ich mir nehmen musste, um auf das Begriffsvermögen meiner Schüler zu wirken, hatte mich nicht verdrossen, aber dass kein Gehorsam zu erlangen war, konnte ich nicht ertragen. In einem Institute, in welchem offenbar die Schüler befehlen und der Institutsvorsteher nur die Rolle des Kostgebers spielte, wollte ich nicht länger bleiben. Als der Neger in einer griechischen Stunde absolut nicht zu Gedächtnisübungen zu bewegen war, erklärte ich ihm, dass ich ihm keine Stunde mehr geben werde, bis er sich bei mir melde, um sein Pensum zu wiederholen. Natürlich tat der Starrkopf das nicht und ich erhielt, wie gewünscht, meine Entlassung.

Den Rest meines Aufenthaltes in Worthing benutzte ich dazu, dem Städtchen und Schlosse Arundel, in welchem zur Zeit Alfred der Grosse von England gewohnt haben soll, einen Besuch abzustatten. Hierauf reiste ich über Brighton, wo ich mich einige Stunden aufhielt, um das Aquarium zu besichtigen, New-Haven und Dieppe nach Paris zurück. Dort verweilte ich einige Tage, besuchte den Jardin d'Acclimatisation, den Jardin des Plantes, le Grand

Opéra, l'Opéra comique und La Chatelet. Es gelang mir nicht, in Paris eine Stelle zu finden, und ziemlich niedergeschlagen kehrte ich über Basel nach Solothurn zurück, Ende September 1885.

Im Monat Oktober 1885 wurde ich, weil ich mich mit einem Polizeiunteroffizier, der beim Herausgehen aus der Brasserie Chicherio hinter mir herging, in ein Gespräch eingelassen und mit demselben, ohne dass der Polizeiunteroffizier mich auf einen Fehler und dessen Folgen aufmerksam zu machen für nötig fand, das Polizeibureau betreten hatte (wie es scheint, unerlaubter Weise), in dem Polizeibureau festgehalten. Ich hatte nämlich den Polizeiunteroffizier zu einem Glase Wein im Buffet des Rathauses einladen wollen. Die Polizisten, anstatt mich aus dem Bureau herauszuweisen, nahmen lieber die Interessen des Fiskus und spedierte mich in die Rosegg.

Ich musste bis in den Monat April 1886 in der Rosegg bleiben. In diesem Monat verschaffte mir Herr Direktor Ackermann durch ein mir sehr günstig lautendes ärztliches Zeugnis und durch seine Empfehlungen eine Lehrstelle im Institut Meyer in der Steingrube bei Solothurn. Dort musste ich Unterricht erteilen in Deutsch, Französisch und Englisch, bisweilen auch in Latein und in Naturgeschichte.

Während ich im Institut Meyer war, im Herbst 1886 wurde ich entvogtet und übernahm selbst die Verwaltung meines Vermögens. Nur ungern überlies mir Herr Buggle, den man während meines Aufenthaltes in der Rosegg aus einem Vormund zu einem Vogte gemacht hatte, die Selbstverwaltung. Seine Bemühungen gegen meine Entvogtung hatten glücklicherweise keinen Erfolg.

Im Juli 1887 liess mich Herr Landammann Dr. Affolter anfragen, ob ich als Stenograph die Verhandlungen des Verfassungsrates aufnehmen wolle. Anfänglich bezeigte ich nicht die geringste Lust dazu, weil ich noch niemals in einer gesetzgebenden Behörde als Stenograph tätig gewesen war und ich die Unannehmlichkeiten einer solchen Aufgabe aus diesbezüglichen Schilderungen von Stenographen nur zu lebhaft vor Augen hatte. Da schliesslich Herr Landammann Affolter keinen andern Stenographen zu finden wusste, erklärte ich mich bereit, versuchsweise die Sache zu übernehmen und behielt mir vor, von der Arbeit zurückzutreten, sobald sie mir zu anstrengend sein sollte. Im Juli wurden nur die beiden Eröffnungssitzungen des Verfassungsrates abgehalten. Die Arbeit war während diesen beiden Sitzungen nicht anstrengend, es zeigten sich jedoch bereits einige sehr unangenehme Uebelstände, welche hierorts anzuführen, zu weitschweifig sein würde. Im September 1887 begannen die eigentlichen Verhandlungen. Nachdem ich 5 Tage als Stenograph tätig gewesen war, wurde mir die Arbeit des Nachschreibens zu anstrengend und ich sah ein, dass sie nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit zu Ende geführt werden könne. Deshalb erklärte ich Herrn Staatsschreiber Amiet, damals Sekretär des Verfassungsrates, dass ich die mir obliegende Arbeit nicht mehr zu bewältigen vermöchte und nach drei Tagen davon zurücktreten und zur Erholung verreisen würde. Während dieser drei Tage sollte er gütigst für Ersatz sorgen. Nach den erwähnten drei Tagen begab ich mich zur Erholung nach Genf, blieb etwa 10 Tage dort und kehrte dann wieder frisch gestärkt in das

Institut Meyer zurück, um dort meine Lehrtätigkeit wieder aufzunehmen. Herr Professor Meyer hatte mir für die Zeit der Verfassungsratsverhandlungen Urlaub gegeben und ich war während dieser Zeit nicht verpflichtet, im Institut Meyer Unterricht zu geben. Weil ich Herrn Professor Meyer von meiner Abreise nach Genf nicht direkt, sondern durch einen meiner Kollegen im Institut Kenntnis gegeben hatte, fühlte sich Herr Professor Meyer darüber pickiert, obwohl die Zeit meiner Abwesenheit in Genf noch auf die Sessionszeit des Verfassungsrates gefallen war.

Als ich von Genf zurückkam, am 1. Oktober, kündigte mir Herr Professor Meyer die Stellung. Nachdem ich Herrn Prof. Meyer von der Sachlage unterrichtet hatte, war dieser geneigt, die Kündigung zurückzuziehen. Da kam aber Herr Buggle mit einem Artikel in dem „Solothurner Tageblatt“, in welchem er fälschlicherweise behauptete, ich hätte mich nach Genf begeben, ohne davon meinen Vorgesetzten im Rathausaale Nachricht zu geben usw. Aus der ganzen Darstellung konnte man nur zu wohl entnehmen, dass Herr Buggle damit für seine Lieblingsidee, ich sei periodisch geisteskrank, Reklame machen wollte. Es war allerdings nicht *expressis verbis* gesagt, ich sei geisteskrank, aber zwischen den Zeilen konnte man wohl lesen, dass der Verfasser des Artikels, allen Tatsachen zuwider, mit seiner Darstellung so etwas andeuten wollte.

Nachdem Herr Professor Meyer von diesem hämischen Angriffe Kenntnis genommen hatte, erneuerte seine Kündigung, indem er mir mitteilte, das Aufsehen, welches meine Abreise nach Genf veranlasst habe, erlaube ihm nicht, mich ferner als Lehrer in seinem Institut zu behalten. Angesichts der Verhältnisse verlangte ich nun, dass die in dem eidgenössischen Obligationenrecht vorgesehene Kündigungsfrist von einem Monat eingehalten würde. Bevor aber diese Zeit abgelaufen war und bevor ich mich, tief verstimmt und niedergeschlagen, in Solothurn hatte nach einer Wohnung umsehen können, liess mich Herr Professor Meyer, durch meinen Stiefbruder August aus dem Institut abholen und ich musste mich wohl oder übel bei meinem Stiefbruder August in Kost und Logis begeben. Mein Stiefbruder August wollte mir seinen Preis für Kost und Logis nicht nennen und mich ausserdem noch in anderer, sehr unstatthafter Weise bevormunden. Als er sah, dass er nicht nach Belieben auf meine Entschliessungen einwirken könne (unter anderem hätte ich die Besorgung der Angelegenheiten mit den Mietern in meinem Hause in seine Hände geben sollen usw.), benachrichtigte er Herrn Direktor Ackermann, und dieser liess mich am 17. Oktober 1887, Abends um 9 Uhr, durch den Oberwärter in die Rosegg abholen.

Wiederum brachte ich einen Winter in der Rosegg zu. Im Januar 1888 wurde zu meinem Vogt Herr Peter F., Gasdirektor, gewählt. Einige Zeit vorher war es meinem Stiefbruder August gelungen, sich in den unrechtmässigen Besitz einer mir zustehenden Forderung von Fr. 150.— zu setzen. Es war dies der Rest meines Honorars für meine Tätigkeit als Verfassungsratsstenograph. Von dieser Summe habe ich seither trotz aller meiner Bemühungen keinen centime erhalten können.

Im April 1888 erhielt ich durch Vermittlung von Herrn Bezirkslehrer Beuter in Olten eine Stelle als Professor an der Ecole secondaire libre in

Albertville, Savoyen. Diese Stelle trat ich am 3. Mai an. Herr Fontaine, Direktor der genannten Unterrichtsanstalt, übertrug mir den Unterricht in Deutsch, Englisch und Naturwissenschaften, sowohl in der Abteilung für junge Leute als in dem von Madame Fontaine geleiteten Mädcheninstitute.

Selten ist eine Privatschule für den naturwissenschaftlichen Unterricht mit Demonstrationsobjekten so versehen, wie es in der Ecole Fontaine der Fall ist. Die Ecole Fontaine besitzt nämlich ein eigenes physikalisches Kabinett. Elektrisiermaschine, Luftpumpe, Telegraph usw. Ich widmete mich also meiner Aufgabe mit grosser Freude, da auch die Disziplin in der Anstalt nicht viel zu wünschen übrig liess, und Herr Fontaine war, wie dies das von ihm ausgestellte Zeugnis dartut, mit meinen Leistungen stets wohl zufrieden. Nebenbei musste ich, wie im Institut Meyer, auch einzelne Schüler in Latein und Griechisch unterrichten. Auch konnte ich mittelst Privatstunden ein schönes Stück Geld verdienen. Was Beköstigung und Wohnung anbetrifft, so war ich vorher in keinem Institute so wohl gehalten.

Um an der Ecole Fontaine als Lehrer wirken zu können, musste ich bei dem französischen Justizministerium die Halbnaturalisation (*Admission à domicile*) nachsuchen. Nachdem mir diese bewilligt worden war, erhielt ich auf ein besonderes Gesuch hin von dem Unterrichtsministerium die Autorisation, in Frankreich Unterricht erteilen zu dürfen, eine Erlaubnis, um welche alle Nicht-Franzosen einkommen und ihre Befähigung zum Unterricht durch Diplome nachweisen müssen.

Der Direktor der Ecole Fontaine erhielt jedes Jahr von der Stadt Albertville eine Subvention von 10000 Franken. Im Jahre 1889 wurde dem Herrn Fontaine diese Subvention vom damaligen Unterrichtsminister lebhaft beanstandet, indem behauptet wurde, nur reine Staatsschulen dürften von den Gemeinden subventioniert werden. Als ich nach der Schlussfeier für das Schuljahr 1888/89 Herrn Fontaine anfragte, ob er mich für das nächste Jahr von neuem engagieren werde, teilte er mir mit, er könne mir jetzt noch keine Antwort geben, weil die städtische Subvention ihm noch nicht bewilligt worden sei. Hierauf erklärte ich Herrn Fontaine, dass ich genötigt sei, in Lyon mich nach einer anderen Stelle umzusehen, wenn ich nicht schon jetzt Sicherheit hätte, von neuem engagiert zu werden. Es wäre mir nämlich sehr unangenehm, die Ferien unbenützt vorübergehen zu lassen, ohne sicheres Engagement zu haben. Hierauf versprach mir Herr Fontaine, mich in Lyon aufsuchen und mir Bescheid geben zu wollen, da ihn seine Geschäfte während den Ferien auch nach Lyon führen würden. Ich blieb einen Monat in Lyon, ohne dass Herr Fontaine sich sehen liess.

Meine Versuche, in Lyon Stellung zu finden, blieben fruchtlos. Deshalb begab ich mich nach Genf, wo ich mich für die Prüfungen zur Erlangung des Grades eines Docteur ès Sciences naturelles vorbereitete. Nachdem ich eine Dissertation „L'Extrémité antérieure des Oiseaux et des Reptiles, Recherches d'Anatomie comparée“ der Fakultät der Wissenschaften vorgelegt hatte und die Dissertation genehmigt worden war, bestand ich die mündliche und schriftliche Prüfung im Monat November 1889 und erhielt das Doktordiplom.

Bis Mitte April 1890 blieb ich in Genf. Hierauf kehrte ich nach Solothurn zurück und übernahm wieder selbst die Verwaltung meines Hauses. Im August 1889 war die über mich verhängte Vogtschaft aufgehoben worden und Herr Felber hatte die Verwaltung meines Hauses fortgeführt bis April 1890. Zu Hause beschäftigte ich mich mit Sprachstudien und wissenschaftlichen Aufsätzen, bewarb mich auch eifrig für die im „Bund“ ausgeschriebenen Lehrerstellen, ohne jedoch Erfolg zu haben. Hingegen hoffte ich mit der Zeit schon wieder zu einer befriedigenden Lehrtätigkeit zu gelangen. Wenn ich in Solothurn unbehelligt geblieben wäre, würde ich wahrscheinlich jetzt schon in einer neuen Stellung mich befinden. Leider sollte es aber nicht so kommen. Mein friedliches Leben sollte plötzlich durch einen brutalen Ueberfall gestört werden. Anders kann ich nämlich das, was mir am 5. April 1891 begegnet ist, nicht nennen.

Am Abend des genannten Tages, gegen 9 Uhr, befand ich mich in der Brasserie Museum in Solothurn. Ich sass ruhig vor einem Glase Bier, rauchte Zigaretten und schaute einigen Herren zu, wie sie Karten spielten. Nachdem ich bereits eine halbe Stunde so zugebracht hatte, kamen Herr Oberrichter Dr. Studer und Herr Oberamtmann Weltner an den gleichen Tisch. Der Herr Oberamtmann liess an dem gleichen Tisch einen Zettel mit dem Abstimmungsergebnisse (es war ein Abstimmungssonntag) zirkulieren, indem er die Herren am Tische anfragte, ob sie ihm Auskunft über die Abstimmungsergebnisse in zwei Bezirken, von denen das Ergebnis noch ausstand, geben könnten. Von Anwesenden konnte niemand darüber befriedigende Auskunft geben. Auch ich hatte diesen Zettel in meiner Hand und gab ihn dem Herrn Oberamtmann zurück. Darauf unterhielten sich der Herr Oberrichter und der Herr Oberamtmann unter sich, ohne dass ich mich in irgend einer Weise an deren Gespräch beteiligt hätte. Als ich mit meinen Zigaretten zu Ende war, suchte ich in den Taschen meiner Kleidung nach meiner Pfeife und meinem Tabaksbeutel. Da ich bereits etwas schläfrig war, dachte ich nicht mehr daran, dass ich die Pfeife und Tabakbeutel zu Hause gelassen hatte, auch dachte ich nicht mehr daran, dass ich in der linken Tasche meines Ueberziehers meinen Revolver bei mir trug. Als ich in den Taschen meiner Kleidung nach meinen Rauchutensilien suchte, fiel der Revolver infolge dieser meiner Unachtsamkeit heraus und auf den Boden unter den Tisch. Da ich bemerkt hatte, dass der Herr Oberamtmann Weltner beim Sprechen Anzeichen von etwas reichlichem Weingenuss gegeben hatte, so gedachte ich den Revolver ohne Aufsehen wieder in meine Ueberziehertasche zurückzubringen. Als ich mich bückte, sah ich, dass der Herr Oberamtmann sich auch bückte und unter dem Tisch nachschaute. Um in diesem kein Misstrauen zu erregen, liess ich meinen Revolver ruhig unter dem Tische liegen. Der Herr Oberamtmann hob den Revolver auf, beschaute ihn, sah, dass er geladen war und brach merkwürdigerweise in die groben Worte aus: „Dü Chaib het ä Revolver“. Bisher hatte ich den Herrn Oberamtmann für einen freundlichen und gefälligen Beamten gehalten. Diese Seite seines Charakters war mir neu; ich nahm aber auf seinen Zustand Rücksicht und suchte seine guten Eigenschaften wachzurufen, indem ich höflich zu ihm

sagte: „Herr Oberamtmann, gänd Sie mir mi Revolver zrugg“. Auf dieses hin fing Herr Weltner in dozierenden Tone an, mir Bemerkungen zu machen, wie: Er hätte keinen Revolver nötig, er sei immer ohne Revolver ausgegangen, alles, was er nötig habe, sei ein Notizbuch und ein Bleistift. Zugleich zeigte Herr Weltner zur besseren Bekräftigung seiner Lehrsätze beide Gegenstände vor. Ich fand es einigermaßen komisch, dass der Herr Oberamtmann einem Docteur ès-Sciences naturelles Belehrungen über Waffentragen geben wollte, ich äusserte jedoch diesen meinen Gedanken nur durch ein Lächeln und erwiderte ihm ganz ruhig: „Aber i, i bruche ä Revolver“.

Auf dieses hin versetzte mir der Herr Oberamtmann (ehemaliger Schlächter und nachher Lehrer) plötzlich, ich weiss nicht, ob mit seiner Faust oder mit dem Kolben meines Revolvers, einen Schlag auf den Kopf, der glücklicherweise durch meinen steifen Filzhut geschwächt wurde. Einen Augenblick lang war ich betäubt, erhob mich aber so schnell als möglich. um vor einem solchen halb verrückt gewordenen Menschen, dem offenbar der Wein und der Beamtenhochmut zu viel in den Kopf gestiegen war, die Flucht zu ergreifen.

Allein der Herr Oberamtmann folgte mir stets, auf mich losdreschend, bis in den Korridor der Brasserie, wo ich ihm entinnen und das Weite suchen konnte. Ich dachte Herr Obrichter Dr. Studer und die Kellnerin hätten das wirklich unentschuld bare Vorgehen des Herrn Oberamtmann nur zu genau beobachtet, sowie dessen, meiner Beschimpfung vorausgehenden geistigen Zustand. Deshalb kehrte ich nach einer halben Stunde in die Brasserie zurück, als ich glaubte, der Herr Oberamtmann hätte sich entfernt. Ich fand die Brasserie ganz von Gästen verlassen, nur Herr Notar Tschan, der Wirt der Brasserie und die Kellnerin waren anzutreffen. Sie wollten mir aber keine Auskunft geben. Sie wollten mir weder sagen, wo Herr Obrichter Dr. Studer, den ich als Zeugen für die erlittene Beschimpfung anzurufen gedachte, wohne, noch was aus meinem Revolver geworden sei und was der Oberamtmann eigentlich damit vorhabe. Als ich eine Viertelstunde später aus der Brasserie trat, wurde ich von zwei Landjägern angehalten und auf den Polizeiposten im Rathause geführt. Dort fragte mich der Polizeiunteroffizier nach meinem Namen, verlangte aber keine weitere Auskunft von mir. Er fand es sonderbarerweise für überflüssig, mir den Grund meiner Verhaftung mitzuteilen und nahm mir Uhr, Brieftasche, Geld und Schlüssel ab und hierauf brachten mich zwei Polizisten in das Gefängnis in die Vorstadt.

Am andern Tage erschien dort Herr Peter Felber, Gasdirektor, und teilte mir mit, ich müsse in die Rosegg. Man hatte also schon zum Voraus vereinbart, wer für die Vorgänge im Museum als Sündenbock herhalten sollte. Auf den Herrn Oberamtmann durfte natürlich nach solothurnischer Verwaltungspraxis, welche keine Gleichheit vor dem Gesetze kennt, kein Schatten eines Vorwurfes fallen.

Ich erklärte Herrn Felber, ich hätte nach der solothurnischen Staatsverfassung ein Recht, als Verhafteter verhört zu werden und überdies habe er, Herr Felber, gar nicht das Recht, mich im Gefängnis zu besuchen, bevor ein Verhör stattgefunden habe. Dieser Protest hatte als einzige Wirkung die, dass Herr Felber das Gefängnis verliess und nach einer halben Stunde mit einer

Equipage wiederkehrte. Mit Gewalt schob man mich in dieses Vehikel trotz meiner Protestationen und brachte mich in die Rosegg, wo ich sofort den Herrn Direktor zu sprechen wünschte. Ich wollte nämlich die unerhörte Art und Weise, wie ich Abends zuvor behandelt worden war von Seiten des Oberamtmanns Weltner, dem Herrn Direktor Ackermann und Herrn Felber auseinanderzusetzen und somit den Irrtum zerstreuen, als sei ich geisteskrank geworden.

Allein, unglücklicherweise war der Herr Direktor in jenem Augenblicke nicht zu sprechen und Herr Felber verliess die Anstalt, ohne dass es mir möglich gewesen wäre, meine Schuldlosigkeit darzutun.

So kam ich zum fünften Male in eine Heil- und Pflegeanstalt.

Sig. Dr. Alfred T.

Rosegg, den 30. September 1892.

2. Ein Schriftstück

aus vielen, das wir, bevor wir zur Erörterung der Krankheit des Patienten übergehen, anführen möchten. Es zeigt die typischen Träumereien des Katatonikers im hellen Lichte und führt so hübsch den katatonischen Charakter des Patienten vor Augen.

„Meine frühere Tätigkeit als Militär in Belgien.“

(Eine Glosse zum Verlauf des gegenwärtigen Europäischen Krieges.)

Als ich in früheren Weltperioden Sprachlehrer und nachher infolge meiner Ersparnisse Besitzer eines Lebensmittelgeschäftes in Florenz war, verfügte ich über bedeutendere Geldmittel als es gewöhnlich der Fall ist. Mein Geld erlaubte mir, Vergnügungsreisen nach London, Paris, Brüssel und Berlin zu machen. Als ich eines Tages in Brüssel auf Besuch weilte, wurde ich von König Albert von Belgien in das königliche Schloss in Brüssel eingeladen und befragt, ob ich mich in Brüssel nur zu amüsieren verstände. Etwas pikiert erwiderte ich: „Wenn ich König der Belgier gewesen wäre, hätte ich die Deutschen schon lange geschlagen“.

Auf dieses hin unternahm es der König Albert von Belgien, mich in der nächsten Weltperiode als Lieutenant in seiner belgischen Armee gegen die deutsche Invasion Belgiens arbeiten zu lassen. In dieser Zeit kam der König der Belgier öfters zu mir und erfuhr meine zur Bekämpfung der deutschen Invasion geeigneten Kriegspläne.

Infolgedessen wurde ich in der nächsten auf die Lieutenantsperiode folgenden Weltperiode

Oberbefehlshaber der belgischen Armee

und verursachte deren Ausrüstung mit dem Vetterligewehr. Bald nachher wurde ich durch die Vermittlung des belgischen Königs in Paris auch zum

Oberbefehlshaber der französischen Armee

ernannt.

Als solcher schlug ich die Deutschen bei Lüttich und nahm ihnen ihre 42 Zentimeter Riesenmörser, alle ab mit Hilfe eines einzigen kleinen Fluss-

schrauben-Motorschiffes mit 2 Fuss dicker Xylolith-Panzerung und mit einem aus 3 Drahtnetzen gebildeten Wellenbrecher und Projektil-Fänger.

Die Deutschen wurden überall nach Deutschland zurückgedrängt und der englische Oberkommandant, General Frensch, begab sich mit seiner Armee auf meinen Rat hin in das ehemalige Königreich Hannover, besetzte es vollständig mit seinen Truppen, stellte es wieder her und behielt es für England.

Für Frankreich nahm ich damals Elsass-Lothringen wieder zurück und trennte auch die Hälfte des Grossherzogtums Baden von Deutschland ab und wies es Frankreich als Schutzgebiet gegen germanische Ueberfälle zu. Diese Zeit ist wohl von der Menschheit im Allgemeinen im Laufe der Weltperioden vergessen worden. Einer aber denkt ewig daran, und dieser eine ist der Grossherzog von Baden, der sagt, wenn er mich irgendwo in der Welt sieht,

„Sie sind der mächtige Mann, der mich einst um mein Grossherzogtum brachte“.

Die andere deutsch gebliebene Hälfte wollte damals der Grossherzog von Baden nicht regieren aus Aerger über die Abtrennung des französisch gewordenen Teiles des Grossherzogtums Baden.

So wurde damals das Grossherzogtum Baden zu einer Republik mit einem eigenen Ministerium, das regierte und mit einem Grossherzog, der nicht mehr regieren wollte.

Infolge meines Sieges über die Deutschen bei Lüttich wurde Frankreich zu einem Kaisereich unter mir

Alfred dioclétien, Empereur de France

umgewandelt und erhielt sich in dieser Gestalt wohl viele Jahrhunderte lang unter meinen Nachkommen, die ich mit der Kaiserin geb. Mlle. Louise Michaud, Employée postale à Albertville, Savoie, erzeugte.

Als Kaiser von Frankreich unterhielt ich beständig kleine Kriegsschiffe auf dem Rhein, in den Kabinen dieser schnellen Schiffe (in 4 Tagen konnte ein solches die Reise von Brest nach New-York machen) die besten Schützen der französischen Armee, auf dem Verdecke je zwei Feldkanonen vom Kaliber $7\frac{1}{2}$ Centimeter.

Als ich noch einen Vormund helvetischer Rasse hatte, war ich im ersten Viertel der Ewigkeit beständig Oberst Schulkommandant von Colombier. Meine ganze Lebenszeit widmete ich jeweilen der Militärinstruktion der schweizerischen Soldaten und bin den Soldaten des Neuenburger Kontingentes in ewiger Erinnerung geblieben, weil ich einst mit meinen Soldaten in Colombier einen ungerechten Einfall der Franzosen in die Schweiz vereitelte.

Die Abreise meines helvetischen Vormundes aus Solothurn und dessen Ersetzung durch einen Vormund deutschen Ursprunges aus Hamburg verursachte meine Inaktivität als schweizerischer Offizier. Der deutsche Vormund brachte mich bei den solothurnischen Behörden in den Verdacht wahnsinnig zu sein. Dieser Vormund gab mir kein Geld, um den Militärdienst zu absolvieren, und suchte mich auch dadurch zu ruinieren, dass er mir kein Geld zu juristischen Studien in Wien, Paris oder Berlin gab. Früher bisweilen schwei-

Das helvetische Volk.

A. T.,

Docteur ès-Sciences naturelles de l'Université de Genève.

Oberbefehlshaber der belgischen Armee.

27. April 1915.

III. Entwicklung der Katatonie.

Wann hat die Katatonie bei unserem Patienten angefangen? War sie schon beim 10—12jährigen Knaben da oder entstand sie erst in späteren Jahren? Und wie ist der Verlauf der Krankheit beim Patienten aufzufassen? Kann man da von „Schüben“ sprechen, wie Bleuler mit Vorliebe katatonische und andere Anfälle bei seinen Schizophrenen bezeichnet, oder sind im Verlauf der Krankheit unseres Patienten Zustände festzustellen, die mit der Katatonie im eigentlichen Sinne des Wortes nichts zu tun haben?

Diese letztere Frage zu entscheiden, halten wir für sehr wichtig. Die Ansicht, dass eine Katatonie von vornherein als solche auftreten

1) A. T. = gleich Vorname und Name des Patienten.

müsse und in den allermeisten Fällen plötzlich ausbreche, ist sehr verbreitet und wir finden sehr selten (oder überhaupt nicht) die Angabe, dass eine typische Katatonie sich im Verlauf der Jahre aus einer auf den ersten Blick harmlosen Neurose entwickelt hat. In unserem Fall liegt es klar zu Tage, dass der Ursprung der Katatonie in einer Neurose und zwar in einer Angstneurose, die im frühen Alter aufgetreten ist, zu suchen sei.

Wie die Angstneurose aufgetreten ist, ist in der Autobiographie verworren dargestellt. Es ist ja immer bei den Geisteskranken so: Sobald sie die wunde Stelle berühren, stossen sie auf Hemmungen allerlei Art, besonders, wenn die Krankheit schon fortgeschritten ist; und die Autobiographie war ja zu einer Zeit geschrieben, wo die Katatonie im vollen Gange war. Eins ist sicher. Bei der Entstehung der Neurose haben drei Momente mitgewirkt: Eine unerwartete, tief erschütternde Freude; unangenehm empfundene, vielleicht wirklich übertriebene und nicht zeitgemässe Sorgen der Umgebung wegen der Gesundheit des Patienten und drittens Schlaflosigkeit. Diese drei Faktoren verbinden sich zusammen, um beim Patienten die Angst hervorzurufen, er könnte geisteskrank werden, und so entsteht der *Circulus vitiosus* der Neurose: Das Psychische in der Pathologie des Zustandes wirkt auf das Physische und die dadurch hervorgerufene Verschlimmerung des Physischen in der Pathologie wirkt noch erst verhängnisvoller auf die geistige Funktion. Die Befürchtungen der Umgebung, er werde sich überarbeiten, er schlafe nicht genügend, rufen eine allgemeine Unzufriedenheit hervor, die auch wirklich zu einer Schlaflosigkeit führt, und die Schlaflosigkeit wirkt auf den Patienten beängstigend in dem Sinne, dass er in der Tat geisteskrank werden könnte, was nur dazu beiträgt, die Schlaflosigkeit zu steigern.

Man merkt schon hier gleich, dass man mit einem wenig widerstandsfähigen Nervensystem, einem Nervensystem, das intensive Gemütszustände ohne eine schädliche Erschütterung zu überstehen, nicht im Stande ist, zu tun hat. „Zu meiner grössten Ueberraschung (von uns gesperrt) wurde ich im Laufe des ersten Schuljahres Primus der Klasse und konnte diesen meinen Platz bis in die 5. Gymnasialklasse behaupten“.

Primus einer Klasse zu werden, schmeichelt jedem Schüler und ruft bei ihm eine grosse Freude wach. Aber die „grösste Ueberraschung“ des Patienten zeugt davon, dass er mehr als eine gewöhnliche Freude bei dieser Gelegenheit erlebt hat, dass das Ereignis eine Ueberbürdung seines affektiven Lebens verursachte.

Merken wir uns: Der charakteristische Zug der Neurose des Patienten beruht auf einer abnormen **affektiven** Reaktion der Psyche auf die sie berührenden Reize. Ein Ereignis, das jeden anderen angenehm oder unangenehm berührt hätte, ruft

bei Patienten einen Sturm von Freude, eine Vehemenz von Verzweiflung, die grösste Ueberraschung, eine schreckliche Todesangst hervor. Das ist der Kern des Uebels.

Und dieses Uebel könnte wohl auch ganz gut auf einer organischen Basis in Form einer innersekretorischen Vergiftung des Nervensystems beruhen. Wenn wir in Betracht ziehen, dass die Wirkung des Alkohols auf das Nervensystem psychisch sich unter anderem in einer Gleichgewichtsstörung der affektiven Reaktionen äussert, und dass der Alkoholiker, wie unser Patient, für Freude und Schreck, Verzweiflung und Angst keine Grenzen im gewöhnlichen Sinne hat; wenn wir weiter der Tatsache gedenken, dass Patient sich gerade in einer Periode befindet, wo die innere Sekretion unter Wirkung der eintretenden innersekretorischen Wirkung der Geschlechtsdrüsen bedeutende Modifikationen erleiden muss, so gewinnt diese Hypothese grosse Wahrscheinlichkeit.

Wie es auch mit der organischen Unterlage der Neurose unseres Patienten stehen mag, das psychische Bild, das er uns bietet, mahnt an eine Entfernung aufregender Reize; Patient braucht besonders schonende Behandlung, indem seiner Affektivität die Möglichkeit, aus den Fugen zu gehen, abgeschnitten wird. Auf solche Weise könnte man vielleicht die Angstneurose des Patienten, die bloss ein Symptom einer allgemeinen Disthymie ist und die ihn bald zu Fehlschritten führt, hemmen und vielleicht für immer heilen, wenn die Pubertätskrise glücklich vorüber ist, und Patient sich körperlich und geistig weiter normal entwickeln kann.

Leider lebte Patient in einem Milieu, wo von einer einsichtsvollen vernünftigen Rücksichtnahme auf seinen morbiden Zustand keine Rede sein konnte, und die Katastrophe musste eintreten.

Nachdem Patient, um seiner Angst, geisteskrank zu werden, los zu sein, das Besuchen der Schule ausgesetzt hat und auf die Einladung des Rektors, sein Studium wieder aufzunehmen, keinen Gehorsam leistete wurde er überlistet und in die Irrenanstalt St.-Urban verbracht.

Dass dieser Schritt auf die krankhafte, aber biedere Natur des Patienten (man merke, wie Patient in der Autobiographie sein moralisches Benehmen hervorhebt. Bei dem Bericht über das Entweichen aus der Irrenanstalt St.-Urban schreibt er: „Glücklicherweise durch kein Ehrenwort gebunden“) nicht besonders günstig wirkte, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Durch Betrug in eine Irrenanstalt einen Patienten zu stecken, ist überhaupt wenig empfehlenswert, besonders wenn es sich um einen solchen, wie es in unserem Fall ist, handelt. Ein solcher Schritt konnte nur dem Patienten das wenige Vertrauen, das er noch für die Umgebung hatte, im Keim abtöten und die Krankhaftigkeit seiner affektiven Reaktionen steigern.

Es blieb aber bei der ersten schweren Kränkung, für geisteskrank erklärt und in einer Irrenanstalt gewesen zu sein, nicht bestehen. Statt Patient in seinen gerechten Wünschen zu unterstützen, wurde er nur immer und immer wieder in seinen Absichten durchquert. Er will Medizin studieren, erklärt auch recht vernünftig, warum. Statt seinem gerechten Wunsche nachzugeben, wird Patient in die Irrenanstalt gesteckt, und nachher muss er doch ein Studium, das nicht seiner Neigung zollt, anfangen, und seine Zukunft wird ihm ohne Grund mit den Händen zerstört. Er will Militärdienst machen: Man tritt ihm entgegen. Sein Bestreben, das Doktorexamen zu bestehen, wird vereitelt usw. usw.

Unter solchen Umständen braucht man nicht neurotisch veranlagt zu sein, um schliesslich das Gleichgewicht zu verlieren. Schiffbruch auf Schiffbruch zu erleiden, die Launen eines Vormundes zu ertragen, widrigenfalls in eine Irrenanstalt eingesperrt werden, kann jeden Gesunden bis zu Geistesverwirrung aufregen. Wie musste unser Patient auf solches Unglück reagieren? Er sagt es bei einer Gelegenheit: „Dass ich dabei nicht immer liebenswürdig war gegen meine Verwandten und mich lebhaft über meinen Vormund beklagte, will ich gern zugeben“.

So rieb sich unser Patient auf. Das Uebermass von Affektivität, das er bei jeder kleinen oder grossen Begebenheit seines Lebens so verschwenderisch hinschleudern musste, fing an sich am Patienten zu rächen. Es tritt nun ein Mangel an affektiver Verfassung auf. Patient findet nicht mehr eine rechte Begeisterung für was es auch sei: Für seinen Beruf (der ihm übrigens von vornherein nicht viel zusagte) oder eine sonstige beliebte Arbeit, die er mit viel Geschick und Erfolg betreiben konnte: das Stenographieren. Der Mangel an Affektivität, an Begeisterung für die Arbeit macht den Patienten glauben, dass er die Arbeit nicht gewissenhaft machen könne, dass er sie nicht fertig bringen werde. „Nachdem ich 5 Tage als Stenograph tätig gewesen war, wurde mir die Arbeit des Nachschreibens zu anstrengend, und ich sah ein, dass sie nicht mit der nötigen Gewissenhaftigkeit zu Ende geführt werden könne“.

In diesem Satz muss man die Anfänge der Katatonie, ihre eigentlichen Vorboten suchen. Hier sind die Zeichen der in Regression begriffenen Affektivität durchzublicken. Von dieser Periode an geht es immer und immer abwärts mit dem Patienten. Wenn er auch in den nachfolgenden Jahren sein Doktorexamen besteht und eine Zeitlang eine Lehrerstelle besorgt, so sind es die letzten Anstrengungen des Patienten, die seine Dekadenz desto eher herbeiführen. Je tiefer wir in das Leben des Patienten hinabsteigen, desto leichter erblicken wir ein Individuum, dessen Seele sich mit einer Eisschicht überzieht. Eine eiskalte Gleichgültigkeit erfasst den Patienten sehr oft. Gedan-

kenlos, willenlos blickt er in die Welt hinein, die sich in einer aschgrauen monotonen Hülle ihm präsentiert. „Ich sass ruhig vor einem Glase Bier, rauchte Zigarretten und schauete einigen Herren zu, wie sie Karten spielten“. Wieviel Tragik in diesem einfachen sonst nichts sagenden Satz, wenn er von der Feder unseres Patienten herkommt! Aus ist es mit dem Leben! Ruhig ist es in der Seele des Patienten, den man zur Ruhe erziehen wollte! Zu nichts ist er mehr tauglich als zur „Flucht“, zur Flucht in das Dunkel der Nacht, das Dunkel des katatonischen Stupors . . .

Wir wollen uns bei den einzelnen Punkten der Autobiographie nicht weiter aufhalten. Wer aufmerksam das Dokument liest, wird diese Regression einer unbändigen, unbedacht verschwendeten Affektivität in eine eiskalte Gleichgültigkeit, in einen katatonischen Stupor durchblicken können. Dagegen wollen wir ein Augenblick bei der „Glosse zum Verlauf des gegenwärtigen europäischen Krieges“ verweilen.

Dieses Dokument ist das interessanteste von vielen Schriftstücken, in welchen Patient mit Fürsten, Prinzen, Königen usw. zu tun hat. Und es drängt sich hier die Frage auf, was für eine psychologische Notwendigkeit hat ähnliches Geschreibsel zu Tage zu fördern.

War Patient zur Zeit der ersten Anfänge seiner Erkrankung, sowie im späteren Verlaufe bis zu seiner vollständigen Verblödung besonders egoistisch? Hat er eine besondere Herrschsucht, ein spezielles Streben nach Macht, Einfluss und Grösse besessen? Wie es scheint nicht. Sein Ideal war ein Arzt zu werden und das ist ein Beruf, der nicht viel Macht zuspricht und zu Prinzen, Generalen, Königen nicht befördert.

Wir werden uns aber erinnern, dass Patient in seinen jungen Jahren eine Vorliebe für Militär zeigte und unbedingt Militärdienst leisten wollte. Und dieser sein Wunsch ist vereitelt worden. Patient hat gewiss viel von Militär und kriegerischen Heldentaten träumen müssen. Und diese Träume gewinnen nun für ihn plötzlich den Charakter einer Realität. Wenn man sieht, wie Patient in seiner Glosse wirkliche Ereignisse aus seinem Leben mit seinen Phantasieträumen verwebt, so begreift man leicht, was für eine Rolle diese Träume im früheren Leben des Patienten gespielt haben.

Das Verwischen der Grenzen zwischen Realität und Phantasie ist ein charakteristischer Zug der kindlichen Psyche. Das Kind ist immer geneigt seine Träume als Wirklichkeit aufzufassen, und die Früchte seiner Phantasie als geschehene Tatsache zu betrachten. Darauf beruht auch der Reiz der meisten Spiele der Kinder. Das Kind, das Steckenpferd spielt, reitet nicht auf einem Stock, sondern auf einem grossen prächtigen Ross, und der „Krieg“, den es mit seinen

Spielgenossen führt, ist ein Krieg auf Leben und Tod. Das Spiel ist überhaupt für das Kind nur so lange ein Spiel, als es in diesem eine Realität erlebt. Sobald aber das Kind nicht mehr fähig ist, die Bilder seiner Phantasie als Wirklichkeit aufzufassen, so verlieren auch die phantasiereichen Spiele für ihn jeden Reiz und es ist mit ihnen aus.

Der verblödete Katatoniker hat diesen Zug mit der kindlichen Psyche gemein, aber aus einem ganz anderen Grunde. Bei dem Kinde ist die **realisierende Phantasie**¹⁾ ein Aufbau-, beim Katatoniker ein Abbauprozess. Die Affektivität des Katatonikers, die ihn nicht mehr

1) Wir bezeichnen die Phantasie des Kindes als realisierende Phantasie, wegen ihres charakteristischen Vermögens, ihre Phantasieprodukte als Realität zu empfinden. Die realisierende Phantasie ist ein wichtiger biologischer Faktor in der Entwicklung des Kindes und so auch ein Aufbauprozess. Sie feuert das Kind zur Tätigkeit, zur Vielbeschäftigung, zu Bewegungssucht an und spielt so die wichtigste Rolle bei der physischen und psychischen Entwicklung des Kindes.

Eine wunderbare Schilderung der Funktion der realisierenden Phantasie finden wir bei Leo Tolstoi in seiner Novelle: „Kindheit“. Wir geben hier wegen der Wichtigkeit der Materie und zum besseren Verständnis des von uns neu eingeführten Terminus — realisierende Phantasie — das Kapitel wieder, in dem dieser Zug in einer so verblüffenden psychologischen Treue und Wahrheit geschildert ist. Eine deutsche Uebersetzung der Tolstoi'schen Novelle war nicht zu verschaffen. Wir müssen darum unseren Lesern einen französischen Text darbieten.

Les jeux.

La chasse est terminée. A l'ombre des jeunes bouleaux, sur un tapis étendu là, la compagnie s'assit en cercle. Le sommelier Gavril, assis sur l'herbe verte et grasse, essuyait les assiettes et retirait des boîtes, des prunes et de pêches emballées dans les feuilles. Entre les branches vertes des jeunes bouleaux brillait le soleil qui projetait sur les dessins du tapis, sur mes pieds, et même sur la tête en sueur de Gavril, des taches rondes vacillantes. Le vent léger qui caressait les feuilles des arbres, et aussi mes cheveux et mon visage en sueur, me rafraîchit beaucoup.

Quand on nous eut donné de la glace et des fruits, il n'y avait plus rien à faire sur le tapis, et malgré les rayons obliques, brûlants du soleil, nous nous sommes levés pour aller jouer.

— Eh bien! à quoi allons-nous jouer? — dit Lubotchka, en clignant des yeux à cause du soleil et en sautant sur l'herbe. — Jouons à Robinson.

— Non... c'est ennuyeux — répondit Volodia qui s'était allongé paresseusement sur l'herbe et mâchait des feuilles: — toujours Robinson! Si vous tenez absolument à jouer construisons plutôt un petit pavillon.

Volodia faisait évidemment l'important: il était sans doute fier d'être venu sur un cheval de chasse, et il feignait d'être très fatigué. Peut-être aussi avait-il déjà trop de bon sens et trop peu d'imagination pour jouir tout à

zu Taten führen kann, lebt sich im Niederschreiben von Träumereien, die den Charakter der Realität gewinnen und die Realität selbst ersetzen, aus.

fait du jeu de Robinson. Ce jeu consistait à représenter les scènes de „Robinson suisse“ que nous avions lu un peu auparavant.

— Nous t'en prions ... pourquoi ne veux-tu pas nous faire ce plaisir? — lui demandèrent les fillettes; — tu sera Charles, ou Ernest, ou le père, ce que tu voudra — ajoutait Katenka, en essayant de le soulever par la manche de son veston.

— Non, vraiment, je n'en ai aucun désir, c'est ennuyeux! — dit en s'étirant et en souriant en même temps, d'un air satisfait.

— Alors mieux valait rester à la maison, si personne ne veut jouer, — objecta Lubotchka à travers ses larmes.

O'était une terrible pleurnicheuse.

— Eh bien, soit, ne pleure plus, je t'en prie, j'ai cela en horreur! L'indulgence de Volodia nous fit très peu de plaisir, au contraire, son attitude nonchalante, ennuyée, enlevait toute le charme du jeu. Quand nous nous fûmes assis à terre, et qu'imaginant aller à la pêche, nous commençâmes à ramer de toutes nos forces, Volodia s'assit et croisa les bras dans une pose qui ne rappelait en rien celle d'un pêcheur. Je le lui fis remarquer, mais il répondit que le fait d'agiter plus ou moins les bras ne nous faisait rien perdre ni rien gagner, et que nous n'en irions pas plus loin. Malgré moi, je devais être de cet avis. Quand m'imaginant aller à la chasse, une canne sur l'épaule, je pénétraï dans le bois, Volodia se coucha sur le dos, mit ses mains sous sa tête et me dit qu'il y allait aussi. Ces actes et ces paroles refroidissaient le jeu, et étaient d'autant plus désagréables qu'on ne pouvait pas, en son âme, penser que Volodia n'agit sagement.

Je sais moi-même qu'avec un bâton, non seulement on ne peut tuer un oiseau, mais on ne peut même tirer. C'est un jeu. Si l'on raisonne ainsi, on ne peut pas non plus montrer sur les chaises, et pourtant, je crois que Volodia lui-même se souviendra comment pendant de longues soirées d'hiver, couvrant les chaises avec de mouchoirs nous en avons fait des voitures: l'un assis comme cocher, l'autre comme valet de pied, et les fillettes au milieu; trois chaises représentaient les chevaux en troïka et nous partions en route. Et quels multiples événements nous arrivaient dans cette route! Et comme les soirées passaient ainsi, joyeuses et brèves... Si l'on jugeait tout sévèrement, alors il n'y aurait aucun jeu. Et s'il n'y a pas de jeu, que reste-t-il alors?

Diese Tolstoi'sche Szene aus der Kindheit braucht keinen langen Kommentar. Die Wahrhaftigkeit und Helle der Farben sprechen für sich selbst. Und wir sehen, was für eine Rolle die realisierende Phantasie beim Spielen der Kinder übernimmt. Derselbe Volodia, der drei Stühle in seiner Kinderphantasie zu einer stürmischen, russischen Troïka verwandeln konnte, kann nicht mehr, als er sich erwachsen fühlt mit einem Stock auf der Schulter zur Jagd ausgehen. Und warum? Weil seine Phantasie nicht mehr realisieren kann und einen Stock in eine Flinte, was doch leichter als drei Stühle zu einer Troïka zu machen, umzuwandeln nicht mehr im Stande ist.

Schiller (Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Sämtliche Werke in 12 Bänden, 1838, Bd. XI) spricht von einer „unnatürlichen entnervenden Ruhe“. Die affektive Verblödung des Katatonikers ist eine solche und je länger sie dauert, desto mehr entnervt sie den Sinn des Katatonikers für Realität und gesunde Auffassung der Aussenwelt. Der Katatoniker, der im allgemeinen jedes Interesse für die Realität verliert und für den sie weniger Reiz als seine Phantasiebilder hat, verweht sorglos Realität und Phantasie und er wird dadurch oftmals zu einer Steigerung der affektiven Funktion angeregt. So entstehen die so merkwürdig verwirrten, von Grössenideen wimmelnden Schriftstücke des Katatonikers, die die letzten Funken eines erlöschenden geistigen Lebens sind¹⁾.

IV. Katatonie und Affektivität.

Wir haben im vorigen Kapitel in der Entwicklung der Katatonie unseres Patienten zwei wichtige Hauptmomente durchblickt: Eine reiche Affektivität, die unzweckmässig verwendet wird und infolgedessen zu einer allmählichen Regression führt; und eine vollständige affektive Verblödung, als Endresultat der sich immer steigernden Regression der Affektivität. Wir möchten die „affektive Verblödung“ Ahormie (von *α*privativum) nennen. Der Ausdruck „affektive Verblödung“, lässt sich als eine Verblödung infolge einer Störung der affektiven Funktion übersetzen, umsomehr als man von einer „intellektuellen Verblödung“ niemals spricht, was auch ein Unsinn wäre. In Wirklichkeit aber will „affektive Verblödung“ sagen, dass die Funktion der Affektivität als solche fast gänzlich zerstört ist, was durch den Terminus Ahormie ohne Zweideutigkeiten gut ausgedrückt ist.

1) Die Grössenwahnideen des Katatonikers entspringen also meist nicht Grössenkomplexen, wie die Zürcher Schule immer es anzunehmen geneigt ist, sondern sie sind hauptsächlich ein Produkt der realisierenden Phantasie, die dem Katatoniker und dem Kinde gemein ist, die aber in beiden Fällen ganz anderen Wurzeln entsprossen ist, wie wir es oben ausgeführt haben. Der Katatoniker schafft seine Grössenwahnideen, um das bisschen Affektivität, das ihm noch geblieben ist, irgendwie zu betätigen. Die Realität, die für den Katatoniker gar keine Anziehungskraft mehr besitzt, kann seine Affektivität nicht anregen, und nur sensationelle Phantasiebilder, die mit Wirklichkeitsqualität ausgestattet werden, und in denen der Kranke als wirkende Hauptperson figuriert, vermögen noch die Affektivität des Patienten zu beleben. Allerdings können dabei Wünsche und Ideen aus der gesunden Zeitperiode eine Hauptrolle spielen. Diese Wünsche und Ideen brauchen aber nicht unbedingt Komplexe zu sein, die den Kranken unbewusst sein Lebenlang verfolgt haben.

Die Ahormie ist der typischste Zug der Katatonie. Der Geistes-
kranke, der der unnatürlichen, entnervenden Ruhe verfällt, ist rettungslos
verloren. Aber der Weg, der zu der Ahormie führt, muss nicht unbe-
dingt derjenige sein, durch den unser Patient gewandert ist. Die ver-
schiedensten Zustände können zu der Ahormie führen, und so kann man
Geisteskranke, die im Verlaufe ihrer Krankheit keine Spur der allge-
mein bekannten katatonischen Symptome aufzuweisen hatten, der Ahor-
mie verfallen sehen und zu Katatonikern werden. Dies zu unterstreichen,
scheint uns sehr wichtig: Die Ahormie berechtigt uns, verschiedene
Krankheitsbilder, die diesen charakteristischen Grundzug aufweisen, in
eine gemeinsame Gruppe zu vereinigen und sie in den Rahmen der
Dementia praecox einzuschliessen. Leider wimmelt es aber in dem
grossen Topf der *Dementia praecox* von allen möglichen Psychoneurosen,
die, wie unsere Erfahrungen uns belehrt haben, fast nie zu einer Ahormie
führen und nichts mit der *Dementia praecox* zu tun haben. Dieser
Umstand hat vielleicht Freud den Mut gegeben, die *Dementia praecox*
zu einer narzistischen Neurose zu machen.

Was am Schluss noch einmal zu unterstreichen sei, ist die äusserste
Wichtigkeit der Affektivität für das geistige Leben des Individuums.
Eine reiche glücklich reagierende Affektivität ist der wichtigste und
dankbarste Schatz des geistigen Lebens des Individuums. Wo aber das
Gleichgewicht gestört ist, da fängt die Psychose an, die unter Umständen
bis in die Katatonie führen kann.
